



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Düsel, Friedrich: Gottfried August Bürger : zu seinem hundertjährigen
Todestage († den 8. Juni 1794)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aber der Stamm unsrer Gartenpflanzen reicht in der That in die Zeiten Karls des Großen zurück. Fast unverändert ist der Bestand des Kapitulars, soweit er sich als dauernd lebensfähig in deutscher Luft erwies, etwa bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts geblieben. In dem darauf folgenden Zeitalter größerer Beweglichkeit der Nationen und der einzelnen Menschen, in der Zeit der Blüte des deutschen Handels, der ersten rasch emporschießenden Blüte deutscher Geldwirtschaft, wo es dem Einzelnen auf Reisen möglich wurde, ausgedehnte Kenntnisse an Land und Leuten auch außerhalb des Reichs, ja Europas zu gewinnen, haben die schnell um sich greifende Reiselust und nicht minder die gesteigerte Beobachtungsgabe viel zur Bereicherung unsrer Flora beigetragen. Weit größer aber noch war der Einfluß der Entdeckung Amerikas auf das Antlitz unsrer Gärten seit dem sechzehnten Jahrhundert. Neben dieser Vermehrung ging mit der zunehmenden Steigerung der Kultur und der damit zusammenhängenden stärkern Schichtung der Gesellschaft auch eine Scheidung der Gärten vor sich. Von dem Bauerngarten löste sich, nicht nur lokal, sondern auch seinem Charakter nach der Garten des Bürgers ab und entwickelte sich immer mehr als kleiner Ziergarten, und darüber hinaus entstanden die Schloßgärten und Parke, die im achtzehnten Jahrhundert die Wandlung von dem architektonischen französischen zu dem natürlichen englischen Garten gleichsam als eine Parallelentwicklung der geistigen Befreiung von französischem Formenzwang durchgemacht haben: auch darin zeigt sich die Größe dieses Jahrhunderts, daß scheinbar so geringe Dinge wie die Anlage der Gärten das geistige Ringen der Zeit wieder spiegeln.



Gottfried August Bürger

Zu seinem hundertjährigen Todestage († den 8. Juni 1794)

Von Friedrich Düfel



Über Subiläumsfeuche und Subiläumlitteratur ist in letzter Zeit viel gescholten worden, und gewiß oft mit Recht. Die geschäftige Totenschaufel einer erbärmlichen Kalenderpietät hat oft genug Gräber aufgewühlt, über die Mutter Erde in ihrer Weisheit und alles zudeckenden Milde längst den Rasen der Vergessenheit gezogen hatte, und deren stillen Leuten mit allem Beschwörungspathos der Ddem des Lebens nicht mehr einzuhauchen war. Noch öfter vielleicht aber hat kritikloser Übereifer mit seinem unfruchtbaren Phrasenschwall den bescheiden Gedächtnishügel vollends verschüttet, der einem Braven der Vergangenheit

Grenzboten II 1894

57

sonst sicher gewesen wäre; denn das Nil nisi bene blüht für die Namen der Geschichte nicht. Aber wem man den Lorbeer nicht aufs Grab legen darf, dem gebührt deshalb vielleicht doch ein schlichter auf Feld und Flur zusammengelegener Blumenkranz der Erinnerung; wem ein prunkvolles Denkmal erdrücken würde, dem wäre vielleicht eine einfache Gedenktafel ein würdiger, verdienter Schmuck. Das gilt auch von Gottfried August Bürger. Trotz allem Hohen und Berzerrten, das ihm anhaftet, wird man ihn doch immer als den gewaltigen Balladendichter bewundern und ihm in der Geschichte unsrer Lyrik und Übersetzungslitteratur ein ehrenvolles Andenken gönnen.

Als im Sommer 1750 der ehrwürdige Bodmer den jungen Messiasdichter gastfreundlich unter sein Dach führte, da glaubte er wohl, sie beide vereint schritten nun durch die Thore einer neuen Zeit und wiesen der deutschen Dichtung für die andre Hälfte des Jahrhunderts die entscheidende Bahn. Doch die holbe Täuschung währte nicht lange. In scharlachrotem Sonntagsrock fuhr der Süngling, der durchaus keine Lust zeigte, ein „bloßer Geist“ zu sein, mit einer auserlesenen Schar jugendlich empfindender Seelen über den Züricher See, ließ sich Liebeslieder singen, trank Wein, haschte am Ufer neckend die Mädchen und raubte gar dem schönsten, der „führenden Schinzin,“ mehr denn einen höchst irdischen Kuß! Da schüttelte der Patriarchendichter in moralischem Entsetzen das Haupt und sah ein, daß sein sanftes Moll mit diesem „schnellen Sauchzen des Sünglings“ keinen harmonischen Einklang gäbe. Als er ihm dann von seiner Gartenpforte aus den Abschied zuwinkte, da ahnte er vielleicht schon, wie sich hier die Wasser schieden, und wie Klopstocks Bestes und Tiefstes einem Zukunftsströme zufließen werde, dessen junge Quellen jenseits der Berge im stillen schon sprudelten. Er sollte den kecken Genieruf der grasgrünen „Gelehrtenrepublik“ noch vernehmen, womit sich der „heilige Sänger“ dem Sturm und Drang leidenschaftlich in die Arme warf, noch erleben, wie Hamann und Herder den jungen Goethe und seine brauseköpfigen Genossen heraufführten, und wie Klopstock selbst den Göttinger Hain und mit ihm gar so derb-sinnliche, unkeusche und revolutionäre Genies wie Bürger und Schubart getrost ins Schlepptau nahm. In den siebziger Jahren steht diese Bewegung des „Sturms und Drangs“ in ihrer höchsten Blüte. Jedes aufstrebende Dichtertalent entrichtet ihr seinen Zoll: „bewußt und unbewußt, bekennt Goethe, willig oder unwillig, unaufhaltsam wirkten wir an dieser deutschen litterarischen Revolution mit.“ Zwei auch räumlich weit getrennte Herde sind es namentlich, auf denen das Feuer dieser Bewegung genährt wird: an dem einen, über dem Shakespeare als „Stern der schönsten Höhe“ strahlt, pflegt man mit Vorliebe das Drama, an dem andern, wo Klopstockbegeisterung brodelt, eifriger die Lyrik. Persönliche Fäden laufen natürlich herüber und hinüber und verknüpfen mit diesen Stätten auch andre Talente, die ihnen nicht unmittelbar angehören. So Schubart und Bürger. Beide echte Sünge des Sturms und

Drangs, konsequent bis ans Ende, aber ohne die Kraft und Fähigkeit, wie Goethe Leben und Dichtung zu edler Reinheit durchzuläutern, oder sich auch nur eine solide Existenz zu erringen, wie der einstige „Löwenblutsäufer“ Klinger, der „treue, feste, derbe Kerl,“ der schließlich wohl sich selbst gestehen durfte: „Ich habe, was und wie ich bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften entwickelt, und da ich dieses so ernstlich als ehrlich that, so kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von selbst.“ In schroffstem Gegensatz zu dem Urteil dieses befriedigten Rückblicks verrann Bürgers Leben. Den einen schnellten die gedrückten Verhältnisse seiner Jugend empor, den andern zogen sie herab. Dem Sumpfe, in den ihn der liebliche Klotz und seine weibliche Sippenschaft lockte, hat ihn nur der Umgang mit Boie, sein reines Verhältnis zur Hofrätin Listn und dann seine Liebe zu Wolly zeitweise enthoben, bis ihn Elise Hahns dirnenhafte Gemeinheit völlig darin erstickte. Auch seine Dichtung zeigt keinen festen Pfad in die Höhe. Die Lenore ist einer seiner ersten Würfe, der wilde Jäger folgt ihr unmittelbar, zu Anfang der achtziger Jahre wird auch die ergreifende Ballade: Des Pfarrers Tochter von Taubenhain vollendet; die letzten zehn Jahre seines Lebens bringen nichts mehr hervor, was man — rein künstlerisch betrachtet — diesen Schöpfungen an die Seite setzen könnte. In seinen Ansichten über Poesie ist kaum ein bemerkenswerter Fortschritt zu beobachten. Mit beiden Füßen springt er, nach einer flüchtigen anakreontischen Anwendung, hinein in die revolutionären Theorien des Sturms und Drangs, im Nu steht sein ganzes Wesen in Flammen, und diese flackernde Glut wird zwar ab und zu vom kühleren Kunstverstande etwas gedämpft, aber niemals für längere Zeit zu der ruhigen, stillen Flamme erzogen, deren Wärme und verklärenden Glanz das echte Kunstwerk zu seiner Vollendung verlangt. Seine Poetik bewegt sich während seines ganzen Schaffens durchaus auf den steilen Bahnen des Sturms und Drangs: die leise Ablenkung von diesen Wegen, zu der ihn erst Schillers, dann Schlegels Einsprache und Kritik vermögen, hat gegenüber dieser hartnäckigen Konsequenz wenig zu bedeuten.

Sobald man in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der vornehm-exklusiven Auffassung der Poesie, die bis dahin hergebracht gewesen war, verächtlich den Rücken kehrte, begann man auch den Blick wieder auf die säftigen Niederungen des Volkstums zu richten und mit andächtigen Behagen den Liedern zu lauschen, die der Jäger auf seinem Bürsch gange, der Fischer bei seinen Netzen, der Hirt bei seiner Herde, der Bauer hinter seinem Pfluge zu singen pflegte. Salonparfüm und Quisquilien gelahrtheit gerieten in Mißkredit; frischer Heuduft und würziger Waldgeruch und die derbe Schnurre des verwitterten Schäfers galten viel höher. Homer und Shakespeare, und wenn man sich auch wissenschaftlich wappnen wollte, Rousseau als dritten im Bunde, erkor man zu Bannerträgern dieser Bewegung: „Natur“ war die alles um-

fassende Losung. Leichte Plänkler waren dem Heerbann längst vorangeschritten; als aber Herder 1773 den verpönten „Wilden“ das Wort redete, die Naturvölker in ihrer urwüchsigem Regellosigkeit als die Meister und Lehrer der wahren Poesie pries und für das Nationale, das subjektiv Künstlerische und das Individuelle seine Lanzen brach, wurde er der mächtigste und tüchtigste aller Führer: Je „wilder,“ d. i. je lebendiger, je freiwirkender ein Volk ist (mehr heißt dies Wort nicht), desto lebendiger, freier, lyrisch handelnder müssen auch seine Lieder sein. . . . Aber wer horcht auf die Lieder auf Straßen, Gassen und Fischmärkten? Unsrer neuern Dichter sind ja schöner — wir haben ja Metaphysik und Dogmatiken und Akten — und träumen ruhig hin!

Blieb dabei das alte Geschlecht schon nicht mehr ganz kalt, horchten Klopstock und Gleim dem wuchtigen Tonfall schottischen Volksgefanges, zeigte Hagedorn ein weltweites Interesse für Volksklänge am Delaware wie am Jenisei, trug Lessing wehmütig zarte Dainos aus Litauen herbei, so stand über der leichter entflammbaran Jugend das Dach alsbald völlig in Brand. Besonders geschäftig und eilig hat es Bürger, denn seiner fecken, frischen Manier, die die „goldpapiernen Amors und Grazien,“ wie sich der junge Goethe ausdrückte, burleschikos verschmähte, klang diese neue Botschaft „von deutscher Art und Kunst“ natürlich wie ein erlösendes Evangelium. Der Ton, den Herder auferweckte, der schon lange auch in seiner Seele aufstöhnte, hat ihn nun ganz erfüllt; seine Lenore ist die gleich darnach im ersten Herbst gereifte saftige Frucht dieser Begeisterung. „Welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volkes und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte.“ Im Sommer 1775 beschäftigt ihn der Gedanke an ein deutsches Gegenstück zu Percys Reliques, er fühlt seinen Enthusiasmus für Volkspoesie noch immer höher steigen, und Ekel ergreift ihn vor den klassischen Dichtungsarten.

Zu dieser Sammlung alter deutscher Volkslieder kam es nicht; aber sein Bekenntnis über Wesen und Aufgaben der Poesie legte Bürger 1776 in dem Boieschen Deutschen Museum als Daniel Wunderlich unter dem Titel: „Ein Herzensausguß über deutsche Volkspoesie“ nieder. Daß ihm auch hier Zeile für Zeile Herder die Feder führt, ist gar nicht zu verkennen. Warum, fragt er, haben Apoll und seine Musen bloß auf dem Gipfel des Pindus ihr Wesen? Sollten sie nicht lieber herabsteigen, die Natur der Menschen anziehen und unter den Menschenkindern sowohl in Palästen als Hütten ein- und ausgehen und gleich verständlich, gleich unterhaltend für das Menschengeschlecht im ganzen dichten? Traurig genug, daß uns unsre verbohrt Quisquiliengelahrtheit auf andern Gebieten so viel Gutes erschlägt, die deutsche Muse sollte doch billig nicht auch auf gelehrte Reisen gehen, sondern ihren Naturkatechismus zu Hause auswendig lernen und ihre eignen menschlichen Gefühle in ihrer eignen mensch-

lichen Sprache schildern. Man beobachte das Volk im ganzen, man erkunde seine Phantasie, und dann den Zauberstab des natürlichen Epos gezückt! Das alles in Gewimmel und Aufruhr gesetzt! Vor den Augen der Phantasie vorbeigejagt! Und die güldnen Pfeile abgeschossen! Wers dahin bringt, dem verspreche ich, daß sein Gesang den verfeinerten Weisen ebenso sehr als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Büttische, wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche entzücken werde. Dies sei das rechte Non plus ultra der Poesie! Was sich der Natur nicht an den Busen schmiegt, gehört in das Reich der Versmacherei, zu den Belustigungen des Verstandes und Wizes. Mir liegt das Wohl und Wehe der Poesie am Herzen. Ihre Produkte wünscht ich insgesamt volkstümlich zu machen. In unsern alten Volksliedern, denen seit kurzem erst einige echte Söhne der Natur auf die Spur geraten sind, liegt der Zauberstab des Epos und der Lyrik. Öfters hat mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauber- schalle der Balladen und Gassenhauer, unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnstuben gelauscht. Immer hab ich für meine poetische Praxis daraus gelernt. Durch Popularität also — so dehnt er Herders Lehre vom Volkstümlichen der Quellen auch auf Wirkung und Publikum aus — soll die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen hat: lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinweht! Odem Gottes, der vom Schlaf und Tod aufweckt! Die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend und die Ausfägigen rein macht! Und das alles zum Heil und Frommen des Menschengeschlechts in diesem Jammer- thale! In diesem biblisch gefärbten Evangelienton gefällt sich Bürger bei dem Bekenntnis seiner poetischen Dogmen besonders gut; auch im folgenden Jahre schreibt er an Boie noch: „Immer fester glaub ich seitdem an meine Göttin Popularität. In keinem andern Namen ist den Dichtern Heil und Unsterblichkeit gegeben, als allein in dem ihrigen. Und es ist je gewißlich wahr und ein teures, wertres Wort, daß Popularität in jeder Gattung der Poesie keine Chimäre ist. Es ist kein Gegenstand der Poesie, der nicht populär behandelt werden könnte. Dem Urquell, woraus alle Poesie entspringt, wohnen alle Menschenkinder so nahe, daß sie daraus trinken können. Warum leiten wir denn das Wasser durch Pump- und Druckwerke auf hohe, unersteigliche wolkenumschleierte Felsen?“

Diese Überzeugung verläßt ihn nicht. Wie 1778 in der geharnischten Vorrede zu der ersten Ausgabe seiner Gedichte, worin er den durchlöcherten Boden des klassischen Fasses, das nirgends Wasser halte, vollends einzuschlagen gedachte, so erklärt er auch noch zwölf Jahre später mit demselben Feuer die Popularität eines poetischen Werkes für das Siegel seiner Vollkommenheit. Aber für das Volk dichten heißt ihm nicht auch für den Pöbel dichten. Viel- mehr hat er die mittlern Gesellschaftsschichten im Auge, wo sich das Gesunde

der obern Klassen verdichten und das Gemeine der niedern verklären könne. Daß sich freilich der glühende Bewunderer der französischen Revolution, der Fürsten-, Adel- und Pfaffenhasser, er, der auch den Geschmack demokratisch nach der absoluten Mehrheit wog, hier weit lieber nach unten als nach oben neigt, ist begreiflich. Aber war denn seine Magd und waren die Bauern in dem Dorftrug wirklich so verächtliches Publikum für die ergreifende Lenore? Hatte der Dichter nicht ein gutes Recht, sich auf deren elementare Erschütterung etwas zu gute zu thun? Und warum sollte er ihrem naiven Kunstsinne nicht dann und wann auch einmal einige Zugeständnisse machen und etwas derber in die Saiten greifen? Aber freilich: sich zu ihnen herabwälzen und wirklich, wenn ers selbst auch nicht wahr haben will, „mit dem Finger aus gemeinem Straßenkot“ malen, das heißt an aller Poesie Hochverrat üben und führt zu Sätzen, wie sie in seinem Nachlaß als heimliche Selbstgeständnisse aufgefunden worden sind: „Gäbe es ein ganzes Volk, dessen Nasen so organisiert wären, daß ihnen Teufelsdreck besser röche als die Rose, dem besänge man Teufelsdreck statt der Rose.“

Dieser Anbetung und Götzendienerei der Popularität hält unter Bürgers ästhetischen Bekenntnissätzen nur noch der Grundsatz des krassesten Naturalismus die Wage. Die moderne Lehre vom milieu ist ihm nicht fremd, und seine Auslassungen über die praktische Stoffwahl muten uns wie ein Ausschnitt aus Zolas Theorien an. „Du kannst die Greuel einer Schlacht, eines Lazarett's darstellen, daß deine Darstellung immer und ewig für echte Poesie gelten muß,“ und „das Nachbild der Kunst muß, wenn alles ist, wie es sein soll und kann, die nämlichen Eindrücke machen, wie das Vorbild der Natur. Du mußt das wilde Heer in meinem Liede ebenso reiten, jagen, rufen, die Hunde ebenso bellen, die Hörner ebenso tönen und die Peitschen ebenso knallen hören und bei allem dem Tumult ebenso angegriffen werden, als wärs die Sache selbst.“

Daß ein Dichter, der solche Bekenntnisse that, Schillers heiligste Entzückung hervorrief, kann nicht Wunder nehmen. Die Rezension in der Senaischen Allgemeinen Litteraturzeitung vom Jahre 1791 ist so bekannt, daß ich hier nicht darauf einzugehen brauche. So groß und erhaben der aufgestellte Maßstab, so einseitig, schroff und ungerecht ist er auch. Das hieß denn doch aus den metaphysischen Wolken herabgesprochen, anstatt mit dem Rezensirten unterm eignen Dache Zwiegespräche halten. Wieviel gerechter erscheint neben dieser harten „eisernen Elle“ die weiche „Schmiege“ des jungen Schlegel! Kann man dem Dichter der Lenore verargen, wenn er sich diesen Schurigeleien gegenüber auf das gute Recht des Genius berief, dem Charakteristischen zuliebe auch einmal eine scharfe Würze an die Speise zu thun, und kann man ihm, der zu allen innern Martern nun auch noch öffentlich so unbarmherzig gestäubt wurde, dem in demselben Jahre auch die unselige Dirne

aus Schwaben noch ihre Stacheln ins Herz stieß, nicht nachverstehen, wenn er einige Tropfen seiner Galle auch gegen Schiller spritzte? Tief im Innern geschmerzt und erschreckt hat ihn dieser Senaer Richterspruch, befehrt hat er ihn nicht, denn alle Zugeständnisse, die er den idealisirenden Forderungen Schillers für die dritte Ausgabe seiner Gedichte gemacht hat oder machen wollte, sind rein äußerlicher Natur und beschränken sich allein auf die Korrektheit der Form: seine allgemeine theoretische Auffassung von der Poesie ließ sich durch den Dichter des „Don Carlos“ nicht beirren. Noch weniger, Gott sei Dank, durch die Berlinische Weisheit des Pamphlets „Gyn seyner kleyner Almanach Vol schönerr echterr liblicher Volkslieder“ u. s. w., den Nicolai für die Jahre 1777 und 1778 mit geschmackloser Parodie als „Daniel Seuberlich, Schuster tzu Rizmück am der Elbe,“ gegen den „Herzensausguß über Volkspoesie“ in die Welt sandte. Einige (jetzt getilgte) derbe Spottverse auf „Tups Bunt Sack mit den Schellen“ in einem bald darauf ausgegebenen Einzeldruck der „Europa“ waren als Antwort auf diese alberne Verhöhnung immer noch fein genug; sonst mochte sie sich der Berliner Aufklärer aus der mit einem Schusterbilde gezierten zweiten Gedichtausgabe von 1789 entnehmen, worin Bürger mit dem wilden Jäger zeigte, daß er in der Poesie doch mehr als ein „Handwerckspursche“ war.

Dieser poetischen Theorie entspricht durchaus das Gewand, in das sich Bürgers Dichtungen kleiden, seine dichterische Sprache. Auch sie ist ein Kind ihrer Zeit, Hamann und Herder haben ihr die Zunge gelöst, Klopstocks machtvoll einherwogender neuer Dichtersprache hat sie manches vom Munde abgesehen. Hatten Wolff und seine Anhänger eine abstrakte Vernunftsprache, bar aller „uneigentlichen Ausdrücke,“ verfochten, wollte Adelong die Sprache hauptsächlich als Verständigungsmittel behandelt wissen, so forderte Hamann und mit ihm Herder eine individuelle, schöpferische Empfindungssprache, die sich Regel und Gesetz aus dem eignen Innern hole. Nicht wie die landläufigen gemeinen Schillinge, deren sich Krethi und Plethi bediene, solle man seine Worte ausspielen; jedes Genie habe seine eigne Münze, seinen eignen Prägestock, jedem trage sein Kapital eigne, besondere Zinsen. Die frei schaffende Individualität aus den Händen einer barbarischen Gleichmacherei der Sprache zu erlösen, setzen sich schon Hamanns „Kreuzzüge des Philologen“ (1762) zum Ziel. Alles, was nach Idiotismus und Provinzialismus schmeckt, erregt seine Freude; aus diesem Gesichtspunkt ist ihm selbst die Inversion noch sympathisch. „Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum, eine gar zu gefesselte Richtigkeit ihrer Stärke und Mannheit,“ erklären die Litteraturbriefe. Dem Genie steht es zu, nicht bloß wie Prometheus seine Gestalten, sondern auch seine Sprache von Grund aus neu zu schaffen. Der Dichter soll in die Eingeweide der Sprache graben wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden. Aus dem Volkslied, aus den Meisterfängern, aus Luthers Bibelübersetzung und aus

Logaus Sinngedichten sauge er frische Nahrung, neues Blut. Herder sieht in der Sprache vor allem ein poetisches, ein sinnliches Element. Der enge Zusammenhang, der zwischen Empfindung und Sprache waltet, ist wie Knospe und Blüte: aus der ersten wächst organisch die zweite. Der Inhalt zeugt aus sich selbst die ihm ureigene Form. Diese Anregungen schließen sich mit Rousseaus Betrachtungen über die Sprache der Leidenschaft, ihrer praktischen Anwendung in der Neuen Heloise, mit Gedanken Diderots, Lessings u. a. zu einem förmlichen philosophischen System zusammen, von dem der ganze Sturm und Drang mehr oder weniger bewußt getrieben wird. Dem „guten Geschmack“ wird der Strohkranz auf die Allongeperücke gedrückt; „charakteristisch“ ist hinfort die Losung!

Man kann nicht behaupten, daß Bürger zu diesem System eine besonders enge und feste Stellung gewonnen hätte. Wenn man den jungen Goethe kennt, wird einem der Abstand sofort einleuchten: hier braust und stürmt in freier Luft der Genius, bei Bürger klappert das Handwerk. Man merkt überall die Effekthascherei. Die strogende Jugendfülle entartet zu aufgedunsener Übermännlichkeit, und das laute Maul übertönt das Pochen des Herzens. Urwüchsigte Kraft und Originalität, eine starke Neigung zu volkstümlichen Bildern, Pariaswörtern und bezeichnenden Idiotismen, die nach Lenzens Ausdruck „weder in der Grammatik noch im Wörterbuch stehen,“ und eine verächtliche Abkehr von der „konventionellen Büchersprache“ weisen ihn aber immerhin auch hier zu dem von Herder geführten Chor des Sturms und Drangs. Freilich zeigt der *homme de lettres*, der Professor zu Göttingen, ein andres Gesicht als Bürger, „wenn er den Minstrel macht.“ Wenn wir uns aber von dieser spätern Periode, wo er sich selber so kritisch zu betrachten liebt, nicht irren lassen, so springt aus seinem nichtakademischen Wortschatz sofort eine Menge hanebüchner Saft- und Kraftausdrücke in die Augen. Wörter wie Gewimmer, Wurm, schmeißen, Salbader, Pinsel, Schulfuchs, Pfahlbürger, Stubenschwiger, Wirrwarr, schofel, Schnickschnack gehören durchaus in das spezifische Sturm- und Dranglexikon. Zwischendurch schlägt auch wohl einmal das Volkslied sein veilschenblaues Kinderauge auf: den rührenden „Tausendthranenguß“ im Bruder Graurock verdanken wir ihm; auch drollige Ländeleien und launige Schalkhaftigkeiten, wie aus der Tasche des Wandsbecker Boten stibigt, stehen ihm gut, selbst die schrillen Interjektionen *ahi! aho!* und *horridoh* und *huffasah*, sowie die schmetternden oder säuselnden Alliterationen und Assonanzen mögen hingehen, aber ihre Ausartungen *hui* und *pfui* und *eia popeia* und flimmert und flammert, *Hack* und *Maack* und *Schnack* und *Scheuel* und *Greuel* sind als Kunstmittel denn doch zu roh und gehören wie seine grammatischen Reime mittelalterlichen Angedenkens in den Handwerkskasten oder in die Requisitionskammer des Bänkelsängertums, um die wir uns hier weiter nicht kümmern wollen. Beachtenswert aber ist die starke Nachahmung Klopstockischer und

Herderischer Lieblingsbildungen. Klopstock, der Schöpfer unsrer neuen Dichtersprache, führte wie die von den Schweizern getauften „Machtwörter,“ auch den ganzen Schwarm der bis ins feinste nuancirten Empfindungs- und Gefühlswörter wie beben, zittern, flammen, schauern, empören (im ursprünglichen Sinne) u. a. in unsre Poesie ein, und Würfels umfangreiche Statistik*) über den Klopstockischen Wortgebrauch zeigt, wie verschwenderisch er damit umging. In Bürger fand dieses Gefühlspathos des Ausdrucks einen eifrigen Nachahmer. Es wimmelt von solchen Klopstockischen Bezeichnungen. In einer der frühesten Arbeiten schon, in der Übersetzung *Anthia und Abrokomas* (1766/67), setzen sie ein, in dem schwermütigen Zwielficht der *Ossianproben* von 1779 war ihnen natürlich besonders wohl: Ihm krampfte der Zorn die Augenbrauen zusammen. Der Herbst umschwärzt das Gebirge. Die Heide durchheult der Wirbelwind. Überall dämmeret, funkelt, flimmert, lodert, wogt und wallt es hier. Selbst die hexametrische *Homerübersezung* (Anfang der achtziger Jahre) steht noch durchaus unter dem Banne solcher intensiven Licht- und Tonwörter. Unter den Verbalzusammensetzungen sind besonders die mit der Vorsatzsilbe ent- beliebt. Hier zeigt sich außer mit Klopstocks Wörterbuch ein inniger Zusammenhang auch mit Herders Neigung, wie Otto Hoffmanns kürzlich in den *Preußischen Jahrbüchern* veröffentlichter Aufsatz zeigt (Aus Herders *Wortschatz*. Maiheft 1894). Bürger's Wortgebilde dieser Art geben den Herderischen an Kühnheit gewiß nichts nach: entschwinmen, entsausen, enttaumeln, entschallern, entschwellen sind nur einige Stichproben daraus. Neben dem Herderischen Ausdruck „Die Seelen der Gerechten entkaufet Gott dem Orkus“ steht der gewiß ebenso kühne Bürger's „dem Orkus die Seelen entwinken,“ und Herders „Die griechische Tragödie bedient sich der die Seele entzündenden Gesänge“ bleibt sogar hinter dem Bürgerischen Wagnis „Der Dichter erquickt entatmete Busen“ zurück.

In spätern Jahren hat Bürger seinem distelnden Streben nach Korrektheit wohl einige gar zu schroffe Eigenheiten aufgeopfert, aber wie die hauptsächlich unter Schillers Einfluß begonnene „Idealisirung“ seiner Gedichte, ist auch seine theoretische Wandlung in der Schale stecken geblieben, ohne den Kern recht zu verändern. Klopstocks Satz, man schreibe nicht für das Auge, sondern für das Ohr, bleibt ihm „der Satz der gesunden Vernunft,“ den Auserwählten Apollons rät er wohlmeinend, „daß sie auch ihre schönsten, reichsten und erhabensten Ideen zwar in eine richtige, reine, edle und wohlklingende, aber doch dabei so viel als möglich allgemeine, gangbare, mehr lebendige Mund- als konventionelle Büchersprache kleiden,“ die nach ihrem papiernen Kodex entscheidenden Sprachmeister verweist er auf den lebendigen Sprachgebrauch, der Härten und Schwerfälligkeiten abschleife, freilich mit dem kindlichen Optimismus,

*) In Ferrigs Archiv, Band 64 und 65 (1880 und 1881), und in den Jahresberichten des Obergymnasiums in Brünn, 1883, 1884, 1885.

er werde immer nur Gutes bescheren, und gegen Abbelung verteidigt er die ästhetischen Ansprüche des sprachlichen Ausdrucks, indem er einer einsichtsvollen geistigen Aristokratie das freie Schöpferrecht bezeichnender Wörter und Wendungen zu wahren sucht.

(Schluß folgt)



Lorbeer

Erzählung von August Niemann

2



a bist du also hinausgeworfen, gleich beim ersten Besuche vor die Thür gesetzt, sagte sich Herr Nestel, als er seinen Weg verfolgte. Du wirst klug thun, niemand deinen Titel als Hauptmann außer Dienst wissen zu lassen. Er scheint bei Geschäftsleuten wirklich zu diskreditiren. Freilich ist dieser Krügel ein ganz gemeiner Kerl, ein Lohnschreiber. Er hat keinen Begriff von hohen, idealen Zielen. Pfu! Aus der Dichtkunst ein Geschäft zu machen! Da schlägt ihm der Kellner in den Nacken. Nach seinen Briefen hätte ich ihn höher taxirt.

Er ging in seine Pension, zündete die Lampe an und starzte auf den Zettel mit dem Worte Lorbeer.

Symbol der Freude, des Glücks, des Ruhms! sagte er. Trotz allem und allem will ich dich hoch und heilig halten! Unseliger Geschäftsgeist, du verkaufst den Lorbeer für das gemeine Metall, das jeder Krämer leichter verdient als der Dichter! Sollte ich es bereuen, das Schwert mit der Feder vertauscht zu haben? Wäre Cervantes berühmt, wenn er Soldat geblieben und General geworden wäre? Oder die Vegas, wenn sie sich begnügt hätten, zu Lande und zu Wasser für die spanische Krone den Degen zu führen? Und haben nicht auch in der neuesten Zeit Soldaten auf dem Felde der Litteratur Lorbeeren geerntet? Krügel, fahr zur Unterwelt! Ich steige nach oben!

Darauf vertiefte sich Herr Nestel in Gedanken über seinen neuesten Roman, den er zur Hälfte geschrieben hatte. Es sollte ein symbolischer Roman werden, der das Ringen eines Idealisten mit der Welt darstellte. Er hatte mit Herrn Krügel darüber sprechen und diesen erfahrenen Litteraten nach dem geeignetsten Verleger für das Buch fragen wollen. Aber leider hatte ja die Unterhaltung einen unerwünschten Verlauf genommen.

Indem er hierüber grübelte, empfand er plötzlich einen Schmerz in der